

Erkenntnisse an der Jazz Night

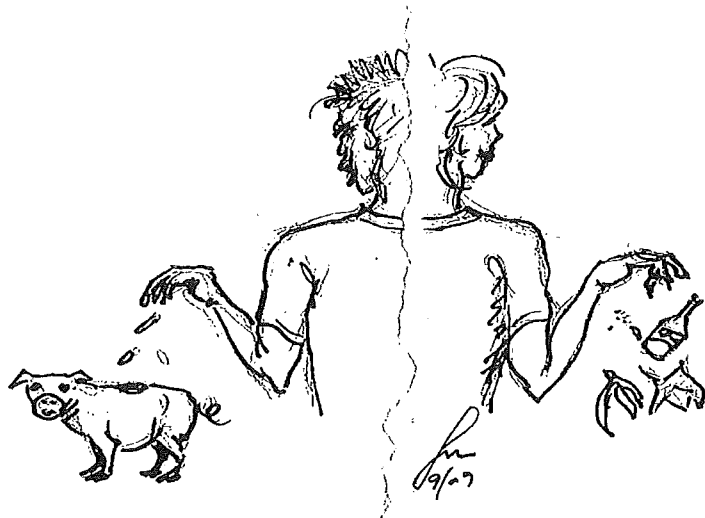
Gedanken zu widersprüchlichen Erwartungen an den Staat

Die spätsommerliche Jazz Night in der Zuger Altstadt ist ein kulturell-gesellschaftlicher Höhepunkt des Jahres. Am Höhepunkt des Abends hört dieser jedoch noch vor Mitternacht auf. Wollen wir nun festen oder unsere Ruhe und Ordnung? Ich mache mir Gedanken zur widersprüchlichen Erwartungen.

Die Jazz Night ist einer der besten Abende in Zug. Auch dieses Jahr genossen Tausende in der Zuger Altstadt zwei laue Augustabende und die Klänge von Jazz bis Rock, Swing bis Salsa. Die Stimmung war bestens. Kaum war der letzte Ton verklungen, das letzte Bier ausgeschenkt, da wurden Stände und Zelte wieder abgebaut. Und am anderen Morgen, als ich per Velo durch die Zuger Altstadt fuhr, hatten auch die Putzmaschinen des städtischen Werkhofes alles sauber geputzt, ich sah nur noch wenig vom grossen Fest am Abend vorher. Das ist Schweizer Ordnung, Sauberkeit und Gründlichkeit; das sind Schweizer Qualitäten, sie gehören zu unseren Stärken! Statistisch bestätigt uns dies eine jährliche Befragung von Schweizerinnen und Schweizern (sogenannter «Sorgenbarometer»): Nicht weniger als 38% der Befragten erachten die Ordnung und Sauberkeit als eine der wichtigsten Tugenden und Stärken der Schweiz.

Kehrseiten der Schweizer Tugenden

Aber es gibt, wie so oft, auch die andere Seite dieser Medaille: Inmitten der besten Stimmung und bei Tausenden von begeisterten Besucherinnen und Besuchern hörten um 23 Uhr die Bands auf zu spielen (Donnerstagnacht; am Freitag war um 23.30 Uhr Spielschluss) und ab 24 Uhr gab's kein Bier mehr. Die Organisatoren hätten wohl schon länger spielen und ausschenken lassen. Diese zeitlichen Einschränkungen werden uns jedoch von unseren Reglementen auferlegt zum Schutz gegen Lärm und zur Wahrung von Ruhe und Ordnung.



Eigentlich folgerichtig, gehören wie gesagt Ruhe und Ordnung zu unseren Stärken. Aber eben: Kaum beginnen Feste stimmig und bewegt zu werden, muss man sie abrechnen. Wegen unserer Ordnungsliebe.

Irgendwie spüren wir, dass da etwas nicht stimmt. Wir beginnen uns gegen solche reglementarischen Einschränkungen zu wehren. Entsprechend wird – in derselben Umfrage des «Sorgenbarometers» – angegeben, die grösste Schwäche der Schweiz seien die vielen Gesetze. Die Reglementierungsflut und -wut empfinden wir also als Nachteil. Nur, was wollen wir nun: Verordnete Ruhe und Ordnung? Oder weniger Gesetze, um der Lebensfreude Raum zu geben sowie Musik und Gesang auch nachts zu erlauben?

Mehr vom Staat, für weniger Geld?

Mit der Lektüre der erwähnten Umfrage «Sorgenbarometer» lernen wir die Schweizerinnen und Schweizer besser kennen und stossen dabei auch auf Besonderheiten und gar Widersprüche. Ein weiterer Widerspruch ist erkennbar: Nicht weniger als 59% der befragten Personen finden, der Staat leiste für sie persönlich zu wenig – das ist viel! Eine satte Mehrheit erwartet also mehr Leistungen für jeden einzelnen. Was heisst jedoch mehr staatliche Leistungen? Meistens bedeutet das, dass der Staat mehr Ressourcen (Geld,

Personal) einsetzen muss. Jede Umverteilung von Ressourcen braucht Verteilungsregeln, somit mehr Reglemente und Gesetze. Es braucht auch mehr Administration. Also: Wer mehr vom Staat erwartet, nimmt in Kauf, dass der Staat mehr Regeln braucht und mehr Geld, sprich Steuern.

Umgekehrt besagen die Umfrageergebnisse, dass die Schweiz zu viele Gesetze habe. Und an zweiter Stelle: Zu hohe Steuern. Aufgrund dieser Ergebnisse gibt es also offenbar eine stattliche Anzahl Leute, die zwar mehr vom Staat fordern; die dafür notwendigen zusätzlichen Regelungen und höhere Steuern zur Finanzierung und Verteilung der zusätzlichen Leistungen lehnen sie jedoch ab.

Umfragen wie der «Sorgenbarometer» offenbaren also, dass viele Schweizerinnen und Schweizer, bei allen positiven Tugenden, halt doch oft auch widersprüchlich denken und handeln. Entsprechend ist das Geschäft der Politik schon deshalb nicht immer einfach: Dass von verschiedenen Seiten, Parteien und Interessengruppen unterschiedliche Erwartungen an den Staat und dessen Politiker und Politikerinnen geäussert werden, ist klar. Schwierig wird es jedoch dann, wenn widersprüchliche Erwartungen von denselben Leuten kommen.

Matthias Michel, Text
Yvonne Marty, Illustration